



K l e m e n s.

Ein katholisches Wochenblatt.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis jährlich 3 Rubel mit Uebersendung. Ist zu bestellen nach folgender Adresse: Саратовъ, католическая семинарія, I. Крушинскому, oder Саратовъ, Типо-Литографія Г. Х. Шельгорнь и К^o. д. Тилло, противъ театра.

I. Jahrgang.

Mittwoch, den 31. Dezember 1897.

№ 14.

Zum Neuen Jahr.

Es schwebt ein Engel durch die Lüfte,
Ein Engel schön und wunderbar;
Er schwebet über Berg und Trifte
Verkündend uns das neue Jahr.

„Glückselig Neujahr! Freud' und Segen!“
Er ruft's der Menschheit freudig zu;
„Es herrsche Frieden allerwegen,
„Es herrsche Frohsinn, Glück und Ruh'!“

Und gleiche Wünsche, gleichen Segen
Fleht „Klemens“ auf dein Haupt herab!
„Gott sei mit dir auf allen Wegen,
„Bleib' treu Ihm bis zu deinem Grab!“

Raymund Allmann.

Neujahr.

Von P. J. Altmeier.

Das Jahr 1897 ist in den Schoß der Ewigkeit hinübergangen, und das Jahr 1898 hat mit dem Neujahr seinen Anfang genommen. Da es nun überall in Stadt und Land Sitte ist, am Anfange eines neuen Jahres sich gegenseitig ein glückseliges neues Jahr anzuwünschen, so wirst Du, lieber Leser, sicher erwarten, daß auch der „Klemens“ unter Deinen vielen Verwandten, Freunden und Bekannten nicht fehlen wird, um Dir ein glückseliges neues Jahr zu wünschen. Und Du hast Dich nicht getäuscht, denn der „Klemens,“ der so gerne Dein Hausfreund sein möchte, kehrt am Neujahrstage ebenfalls mit seinem Glückwünsche bei Dir ein; er will es aber bei den bloßen Glückwünschen nicht bewenden lassen, sondern er will Dich auch lehren, wie Du es anzustellen hast, damit das neue Jahr für Dich und die Deinigen ein wahrhaft glückseliges werde, und Dir nichts in der Welt schaden kann. Nicht wahr! Das ist etwas Kostbares, was Dir der „Klemens“ hier verspricht. Bedenke nur, was würdest Du für ein Mittel zahlen, das Dich und die Deinigen vor allen Krankheiten, vor allem Schaden und Unglück, vor Feuer, Hagel und Blitz, vor Viehseuchen und Mißernten bewahren würde. Nun siehe, lieber Leser, das Mittel, das Dir der „Klemens“ anrät, ist viel kostbarer, als ein Mittel, das Dich

vor zeitlichen Unglücksfällen bewahrt; denn dieses Mittel ist, wenn Du es richtig gebrauchst, imstande, Dein zeitliches und ewiges Glück zu begründen; und was das Auffallende dabei ist, der „Klemens“ gibt Dir es ganz umsonst. Und welches ist dieses Mittel? Gott selbst hat es schon im Alten Testamente angeraten mit den Worten: „Fürchtet den Herrn und dienet ihm in Wahrheit und aus eurem ganzen Herzen.“ (1. Kön. 12, 24.) Ja, die Gottesfurcht und das Gott dienen wird Dir, lieber Leser, gewiß den Segen Gottes und damit alles zeitliche und ewige Glück bringen. Denn sage selbst, kann jemand auf den Segen Gottes hoffen, wenn er ein Feind Gottes, ein Verächter seiner heil. Gebote ist? Wirf nur einen Blick in die schöne Gotteswelt, da wirst Du sehen, welche Berge von Elend und Unglück, welches Meer von Jammer, Kummer und Verzweiflung auf den Adamskindern ruht, so daß man mit allem Rechte die Welt ein Jammer- und Thräenthal nennen kann. Denn ach, „der Mensch vom Weibe geboren, lebt nur kurze Zeit und wird mit vielem Elende erfüllt,“ sagt der fromme Diener Gottes Job. (Job. 14, 1.) Und die Erfahrung von fast 6000 Jahren bestätigt diesen Ausspruch des frommen Dulders. Worin haben aber diese Berge von Elend und Unglück, dieses Meer von Jammer und Kummer

ihren Grund? Die Sünde, die Empörung gegen Gott, den Allmächtigen, das ist der Hauptgrund allen Jammers und allen Elends; denn wer den Willen Gottes verachtet, wer frech seine Gebote übertritt und seinen bösen Begierden und Leidenschaften frönt, der kann doch unmöglich von der strafenden Hand Gottes verschont bleiben, er schneidet sich ja selbst die Rute zu seiner Züchtigung.

Du hast vielleicht, lieber Leser, schon 20, 30, 40 mal oder noch öfter das Neujahr gefeiert; ist es nun in dieser langen Zeit nicht vorgekommen, daß Du öfter betriibt und traurig warst, daß Du von vielen Schmerzen und Sorgen gequält wurdest, daß viel Kummer und Betrübniß, viel Krankheit, Not und Unglücksfälle Dich heimgesucht haben? Glaubst Du wohl, Gott habe Dich bloß damit prüfen wollen, wie er dieses gewöhnlich bei seinen Heiligen thut? Oder mußt Du nicht vielmehr offen bekennen: „Ich habe gesündigt, ich habe nicht Gott, sondern der Welt und dem Teufel gedient, und was ich immer leiden mußte, war eine gerechte Strafe für meine vielen Sünden.“

Willst Du nun nicht absichtlich die segnende Hand Gottes von dir stoßen,

dann befolge in Zukunft das Wort Gottes: „Fürchte Gott und diene ihm von Herzen.“ Hast Du aber den Dienst Gottes verlassen, hast Du die Furcht Gottes vergessen und gesündigt, o, dann Sorge dafür, daß Du als wahrer Büsser in das Jahr 1898 eintretest; laß deine Sünden im alten Jahr zurück! Kein Fluchen mehr! Keine Versäumnisse des Gottesdienstes mehr! Unterlasse es im neuen Jahre, Gott zu beleidigen und seine Rache auf dich herabzurufen! Denke an die Ewigkeit, an die letzten Dinge des Menschen, das ist das beste Mittel, dich von der Sünde abzuschrecken. Dies sagt die hl. Schrift: „Gedenke an deine letzten Dinge, so wirst du in Ewigkeit nicht sündigen.“ (Sir. 7,40.)

Soll der Glückwunsch des „Klemens“ in Erfüllung gehen, und das Jahr 1898 für Dich ein glückliches werden, so befolge nur den Rat, den er Dir heute gegeben hat: „Fürchte Gott und halte seine Gebote,“ Jesus spricht im Evangelium: „Thue das, so wirst du leben!“ ja, thue es, so wirst du glücklich werden nicht nur im Jahre 1898, sondern alle Jahre deines Lebens, am glücklichsten aber erst in der Ewigkeit.

Der Christbaum in der Untermühle.

(Schluß.)

Wir geben nachstehend die Geschichte der „Jungfer Lies.“

Vor 50 Jahren war sie ein flinkes, lustiges Mädchen, der das Lied und der Scherz nicht auf der Lippe erstarb. Ihr Vater war der vermögliche Müller, ein ebenso guter als tüchtiger und gewandter Mann.

Der verstorbene alte Pfarrer war zusammen mit dem Lieschen aufgewachsen. Seine Eltern waren Lieschens nächste Nachbarn gewesen; eine böse Krankheit brachte sie beide bald nacheinander zum Sterben, und auf dem Totenbette empfahl der alte Burghart seinen einzigen Sohn den Eltern Lieschens, welche den Knaben aufnahmen und

so dem kleinen Lieschen einen herzlichen Spielfameraden in frühester Jugend zu brachten.

Die Tage gingen pfeilgeschwind vorüber, das Gymnasium entführte den Genossen der seligen Kinderzeit, nur die Ferien brachten die Kinder wieder zusammen. War's aber da auch eine Lust im anbrechenden Frühling, wenn die erwachende Natur sich dem Brautkranz ins Harr flocht, oder im Herbst, wo die Äste unter des Himmels Segen zu brechen drohten! Die schönsten Blüten, die prächtigsten Früchte, die brachte freudigen Sinnes der junge Student seinem „Schwesterlein“, der „Lies“, die ihm über alles teuer war. Und weiter schritt die Zeit, das Gymnasium war absolviert, und in größere Ferne entführte den herangewachsenen Mann das Universitätsstudium.

Aus dem Mädchen war eine Jungfrau geworden, und man sagte mit Recht, sie sei schön. Was Wunder, daß zum Müllers-töchterlein bald auch verschiedene Gesellen zur Mühle gezogen kamen, die dasselbe gerne zu ihrer Frau gehabt hätten?

Aber ihr Vater war ein verständiger Mann, er wußte sein Kind zu hüten, und die leichten Freier kamen nicht bis zum Töchterlein, sondern holten sich bei ihm schon gleich den schönsten Korb.

Nur einer ließ sich nicht leicht abweisen, es war der Toni von der Mirlenbrückmühle. Wo immer „Lies“ nur allein den Schritt hinlenken mochte in Feld und Wald, da war er gleich zur Seite und hatte einen ganzen Wagen voll schöner, schmeichelnder Worte für sie. Hell auf lachte sie anfangs über das leichte Gefasel, als aber die Rede immer eindringlicher wurde, und zuletzt die vollentflammte Leidenschaft aus den Augen sprach, ist Lieschen weggelaufen wie ein scheues Reh. Viel nützte es allerdings nicht, denn beim nächsten Weg trat ihr der Toni wieder entgegen und hielt sie beim Handgelenk, und bald wild, bald flehend wurde sein Gebaren, welches nicht Liebe, sondern Furcht und Abscheu in ihr weckte. Da half kein gutes Einreden, kein Entschuldigen, daß sie noch so jung sei. „Heut will ich dein Jawort haben,“ so lautete damals

seine barsche Entgegnung. „Und ich sage nein!“ stieß nun Lieschen mit einem Mute hervor, über den sie sich selbst wunderte.

Ein furchtbarer Fluch entfuhr dem Tobenden, begleitet von unheimlichem Augenblitzen. „Aber der andere soll dich auch nicht haben, eher gibt's ein Unglück!“ knirschte er hervor und verschwand hinter dem nächsten Gebüsch.

„Der andere,“ von welchem der Toni sagte, existierte allerdings bereits für Lieschen. Es war ein Freund ihres Pflegebruders, auch ein Student, ein stiller, sinniger und frommer, bildhübscher junger Mann, der Arzt werden wollte. Ewald Burghart, der Pflegsohn des Müllers, hatte ihn öfters mit in die Mühle gebracht, und hier hatte er sich die Herzen aller im Sturme erobert, nicht zuletzt das von Lieschen, und zwar ohne daß seine Bescheidenheit besonders sich darum bemüht hätte.

Fast wunderten sich die Leute, daß Wilhelm — so hieß der junge Mediziner — nicht Geistlicher werde, so still und fromm war er. Und die alte Müllerin sagte einmal „Wen der Wilhelm ins Kloster ginge, ich glaub', es gäb' einen Heiligen, und ich thäte mich nicht wundern.“

Allein nun wollte er sein Glück in der Welt versuchen, die er für viel besser hielt, als sie ist und die er viel zu golden und rosig ansah. Und doppelt schön kam sie ihm vor, seitdem er gewiß war, daß das brave Lieschen ihm nicht abgeneigt war. Zwar hatte er noch nicht um sie geworben, aber er wollte es thun, sobald er sein Doctorexamen bestanden und damit praktischer Arzt geworden war.

Im Sommer vor 52 Jahren hatte er dieses Ziel erreicht. Dann war er noch zwei Jahre auf der Universität als Assistentenarzt thätig, und auf Weihnachten vor fünfzig Jahren wollte er kommen und um Lieschen werben. Die Eltern hatten gern zugesagt, und wie es Lieschen selbst zu Mute war, das mag man sich denken: sie war glücklich.

Gleichwohl mischte sich ein bitterer Tropfen jetzt schon in das Glück. Etwa vierzehn Tage vorher war Lieschen nachmit-

tags ein wenig spazieren gegangen in der Nähe der Mühle. Auf ihrem Lieblingsplätzchen, auf der schmalen Brücke, die längs des großen Mühlenrades geht stand sie und schaute in die springenden Wellen des Baches, dessen Wasser in tausend Dementen im Lichte der Sonne zerprühten. Weit weg eilten die Gedanken mit den Wellen und fanden ihr Ziel bei dem Bräutigam.

Blötzlich faßte sie eine raue Hand an der Schulter, ein Blick, wie ihn die Hölle nicht neid- und giftvoller machen kann, traf sie aus Tonis Augen; das Mädchen taumelte zurück und sank dicht am Rande des Baches nieder, während ihr die furchtbaren Worte ins Ohr hallten: „Der Wilhelm friegt dich nicht, ich schwör's, ich verfluch es!“

Einige Minuten lag Lieschen wohl besinnungslos da, und als sie heim kam, da erfaßte sie ein heftiger Schüttelfrost, zum nicht geringen Erschrecken der sorglichen Eltern, die vom Geschehenen keine Ahnung hatten. Wohl faßte sie am Abend ein ziemlich starkes Fieber, in dem sie die schrecklichsten Dinge phantasierte; der Morgen fand sie indessen, wenn auch etwas matt und müde, so doch vollkommen wohl-auf. Frisch ging's wieder an die Arbeit, und bald war die häßliche Begegnung auf der Mühlenbrücke aus dem Gedächtnis verschwunden, geschweige denn, daß Lieschen anderen ein Wort darüber mitgeteilt hätte. Sie wollte niemand erschrecken und beunruhigen.

So kam der Tag von dem Weihnachtsabend heran. Was da geschah, das hat das Blatt gewendet. Lassen wir „Jungfer Lies“ es selbst erzählen:

Nachmittags 4 Uhr stand der Wagen angespannt, und nach einer herzlichen Umarmung stieg der Vater ein, um zum Kreisstädtchen zu fahren. Bis dahin wollte Wilhelm mit der Post kommen, denn Eisenbahnen gab es damals noch nicht. Ich stand an der Thüre und blickte wie träumend dem wegfahrenden Wagen nach, der mir den Bräutigam bringen sollte, die Mutter stand neben mir und zog mich ins Haus. Da, gerade als ich mich umdrehen

wollte, gewahrte ich den Toni wieder.

Auf dem Wege, den der Wagen genommen, stand Toni; sein Gesicht war verzerrt vor Schadenfreude und Wut, er streckte die geballte Faust mir entgegen. Ich that einen halblauten Schrei.

„Was ist dir, mein Kind?“ frug sorgsam die Mutter, welche den Vorgang nicht bemerkt hatte.

„D nichts, ich hatte mich nur erschreckt!“ war meine Antwort. Ich wollte abermals die Mutter nicht beängstigen. Ich wundere mich noch heute, wie ich gar so leicht die Begegnungen mit Toni vergessen konnte. So war's auch jetzt wieder. Im Hause gab's noch allerlei Arbeit zum Empfang und für das hohe bevorstehende Fest. Während die Mutter in der Küche mit den Mägden wirtschaftete, war es meine Sorge, hier in diesem selben Raume den Christbaum herzurichten.

Ganz glücklich im Vorgenuße der kommenden Freude ordnete ich alle die Geschenke, und besondere Sorgfalt verwandte ich auf die Abteilung, welche den Namen „Wilhelm“ trug. Da war gar mancherlei, was ihm zugedacht, doch die Hauptsache barg ein zierliches, kleines Kästchen. Immer wieder mußte ich es öffnen und den Ring anblicken. Es war der Verlobungsring, den ich ihm bereit hielt; er sollte ihn mir für das Leben verknüpfen.

Endlich — es war Nacht und dunkel, da vernahm man das Rollen des Wagens und dazwischen erscholl frisches Peitschengeknall. Ich sprang auf, in der Eile kaum das Tuch erfassend, das mir die Mutter zum Schutz gegen die Kälte des Abends umgeworfen hatte. Sie waren es. Da bog das Fuhrwerk von der Hauptstraße in unseren Fahrweg ein. der Wagen hielt, ich öffnete die Thüre, und Wilhelm sprang heraus. Ich bot im die Hand, mein Herz war übergelb vor Freude, und ich wollte eben ihn begrüßen.

Da — Gott im Himmel! — frachte ein Schuß, mich brannte es am Arme, und dicht neben uns sank mein Vater, der eben dem Wagen entsteigen wollte, mit einem tiefen Seufzer vorn über.

„Zur Hölle mit euch allen!“ drang's

aus heiferer, von Wut zugeschnürter Kehle von der Seite, und abermals frachte ein Schuß, ein unterdrückter Fluch, und ein dumpfer Fall von der Mühlenbrücke ins aufplätschernde Wasser. — Das Drama war vorüber.

Mir schwanden die Sinne. Erst im Hause kam ich langsam zu mir, während noch der Schreck meine Zunge lähmte.

Was war geschehen?

Mein erster Blick war in das Auge Wilhelms, der beschäftigt war, meine kleine Streifwunde am Arme zu verbinden. Es war kein Glücksstrahl, der mir entgegenleuchtete. Tiefe Bekümmernis spiegelte sein Gesicht wieder. „Wilhelm, was ist geschehen? O Gott der Vater!“ stieß ich hervor und sank dann wieder ohnmächtig zurück, um bis zum nächsten Morgen nicht mehr zu erwachen. Die Glocken riefen schon zum letzten Hochamte des Christtages, als ich erwachte und ins thränenfeuchte Antlitz meiner teuren Mutter sah, die so kummervoll dareinschaute, wie ich sie nie zuvor gesehen.

Mich hatte der lange Schlaf erquickt, und so stand ich denn auf und kleidete mich an, während ich nicht den Mut fand, eine Frage an die in Thränen schier zerfließende Mutter zu richten.

Nun nahm sie mich, nachdem ich angezogen, beim Arme und führte mich leise und behutsam, als gelte es den Schlaf eines Kindes zu behüten, zum Zimmer des Vaters.

Die Thür stand auf, die Läden waren verschlossen, und trübes Kerzenlicht führte den Zwielichtkampf mit dem sonnigen Tage, der vor dem Hause das heilige Weihnachtsfest verklärte.

„Der Vater schläft,“ war mein erster Gedanke bei dem Anblicke der friedlichen Züge, die ich erblickte. Aber schon belehrten mich die tieftraurigen Mienen der Anwesenden, und vor allem das Sterbekreuz in den wachsblichen Händen überzeugten mich, das es sich um den ewigen Schlaf handelte.

Lautlos sank ich am Totenbette nieder neben Wilhelm, der schon länger dort ge-

kniet; wir beteten lange in Thränen, und niemand sprach ein Wort, nur trübe Blicke ersetzten mitunter die Sprache, die aus unserem Hause fast verbannt schien.

Am folgenden Tag traf mein Pflegbruder Ewald ein; er war bereits im Priesterseminar und hatte Urlaub bekommen zur Beerdigung. Welches Wiedersehen! Wie anders hatte ich es mir geträumt! Denn Ewald sollte im kommenden Frühjahr die Priesterweihe empfangen und mich und Wilhelm dann fürs Leben in der hl. Trauung zusammengeben. Und nun, Welch furchtbare Wendung.

Und doch — er war jetzt nötiger als jemals: das hat die Zukunft erst recht gezeigt. Mein Bräutigam Wilhelm war wie geistesabwesend seit der Katastrophe; in seinem Innern mußte alles aufgewühlt sein, alles durch eine furchtbare Erschütterung wie tödlich getroffen sein. Er blieb für sich allein, betete stunden- und halbe Nächte lang, war tief in Gedanken versunken, besprach sich dann wieder angelegentlich mit Ewald — aber ich war nie Zeuge davon — und oft schaute er mich mit einem Blicke an, der mir in seiner ernstesten Trauer durch die ganze Seele ging.

So vergingen die Tage bis zum Begräbnis, wo die Wunden der Trennung erst recht aufgerissen wurden. Wie's bei uns Sitte ist, gehen die Frauen dem Trauerzuge betend voraus, und so machte auch ich den schwersten Gang meines Lebens mit zum offenen Grabe des Vaters und — zum Grabe meines irdischen Glückes.

Die Beerdigung war vorbei; die Leidtragenden hatten sich längst verloren, nur ich stand noch am Grabe und mir zur Seite Wilhelm, der gleich mir ins Grab der schönsten Hoffnungen schaute.

Die Totengräber hatten ihre traurige Arbeit vollendet und schieden von dem frischen lehmigen Hügel mit stummem Grusse gegen uns.

„Lieschen,“ sagte jetzt Wilhelm mit tiefgehendem, schwerem Atem, „Lieschen, hier ruht das Glück unserer Liebe. Die Myrthe ist blutbesleckt, sie taugt nicht mehr zum Hochzeitskranz. Die Kugel, die den Vater

traf und dich streifte, galt mir. Du hast den Fluch gehört, der dem Frevlernund entfloß. Gott der Herr hat mein Leben behütet um teuren Preis, ihm schulde ich es und, Lieschen, soll's ihm allein gehören? In deiner Hand liegt es." Und nun begann er mir auseinanderzusetzen, daß in dem Augenblick, da der Schuß gefallen und mein Vater blutüberströmt zusammengesunken sei, es ihm mit Flammenschrift vor die Seele getreten sei, daß er berufen war vom Anfang seines Lebens für den Ordensstand, nicht für die Welt, daß Gott ihn auf diese schreckliche Weise auf seinen wahren Beruf hingewiesen habe, und daß er nur kein Glück, keinen Frieden und keine Ruhe mehr finden könne, als allein in der hl. Stille des Klosters. Wir waren zwar noch nicht eigentlich verlobt, aber doch ganz nahe daran, aber trotzdem legte er seine Zukunft in meine Entscheidung. Es kostete mich nicht viel Überwindung mehr, obgleich ich es wohl fühlte, daß nun auch mein Los fürs Leben gefallen war. Einem andern konnte und wollte ich nicht die Hand reichen.

Ich legte in Gottes Namen, mit Gebung in Gottes Willen, meine Hand zum letztenmal in die seinige und gab ihn frei — dem lieben Gott zu eigen, Der ihn wollte für Seinen heiligen Dienst. Wilhelm ist sofort abgereist, hat seine Rechnung mit der Welt geschlossen und war acht Tage später schon im Kloster, um dort seine Ruhe für dieses Leben zu finden. Wir haben uns nie mehr wieder gesehen. Im Himmel, so Gott will, sehe ich ihn dann, wo es kein Leid mehr gibt.

Mein Pflegebruder Ewald Burghart ist von da an mein Lebensführer gewesen. Ich wollte anfangs auch ins Kloster gehen, aber er riet mir, zu warten und nicht in der ersten Erschütterung zu handeln; er meinte, ich sei nicht dafür berufen. Und die Zeit und Erfahrung hat ihm recht gegeben. So bin ich in der Welt geblieben, ledig, auf meines Vaters Mühle und habe gelebt nach Gottes Geboten, allein und doch nicht unthätig.

Ewald hat dann und wann einen Be-

such im Kloster gemacht und mir berichtet, wie es meinem einstigen Bräutigam gehe. Wilhelm hat zwölf Jahre fromm und heilig gelebt und ist dann selig im Ordensgewande des hl. Benediktus gestorben. Im Gebete sind wir immer einander nahe gewesen.

Mein Pflegebruder Ewald bekam bald die hiesige Pfarrstelle; und so sind wir fast 50 Jahre beisammen gewesen. Nun hat der Tod ihn abberufen; ich hoffe, mir wird er bald auch winken zur ewigen Ruhe. Es ist ihm, meinem geistlichen Bruder, und mir, die ich ein ziemliches Vermögen hatte, gegönnt gewesen, manch schönes Werk zusammen auszuführen, und dazu gehört auch die Christbaumfeier in der Untermühle mit der Studienstiftung, die für alle Zukunft auch bestehen soll als Erinnerung an jene Ereignisse."

"Und was ist denn aus dem Toni geworden?" fragte ich noch, nachdem die Greisin geendet hatte.

"Gott sei ihm gnädig! Den zweiten Schuß, der gefallen ist bei jener Frevelthat, hat der Mörder auf sich selbst abgefeuert und ist so dahingefahren," sagte sie; "aber nun genug davon; ich habe noch zu beten, will morgen die hl. Kommunion empfangen und sie aufopfern für den verstorbenen Pflegebruder. Gott schenke ihm die ewige Ruhe; er war ein frommer Priester."

Die „Jungfer Lies“ hatte geendet, das Licht am Christbaum war am Erlöschen, als sie mir leise die Hand drückte und zulispelte: „Übermorgen nach dem Begräbnis kommst du mit den Jungen zur Bescherung."

Am andern Morgen, es war das Christfest, ging „Jungfer Lies“ zum Hirtenamt und dabei zum Tische des Herrn, dann wohnte sie später dem Hochamt an — das letzte Mal.

War das ein trauriger zweiter Christtag! Wohl klangen die Glocken, aber es war der schwerfällige Totengesang, den ihr eherner Mund anstimmte. Unter großer, ja allgemeiner Teilnahme der Ge-

meinde und der ganzen Umgebung verliehen die Trauerfeierlichkeiten für den guten Pfarrer Ewald Burghart.

Das Begräbnis war vorbei, da sammelte ich die Messjungen, und schweigsam, mit einem Herzen voll Leid ging's zur Untermühle. An der Thür empfing uns niemand, aber in dem guten Zimmer, da brannte hell wie immer der Christbaum, und davor saß in ihrem Lehnstuhl mit einem schwachen Lächeln in den Zügen „Jungfer Lies.“

Die kleine Feier nahm einen schnellen Verlauf, und ich mußte zum Schluß den Platz am Klavier einnehmen, dem sonst der Herr Pfarrer so seelenvolle Töne entlockte. „Heiligste Nacht,“ ertönte das schöne Lied und die alte Jungfrau im Lehnstuhl richtete sich hoch dabei auf und schaute so glückstrahlend drein, als breite sich Bethlehems Flur vor ihren Augen.

„Engel erschienen,
Verkünden den Frieden.“

→ Nachrichten ←

Saratow. Gegenwärtig wird von der Regierung das Gesetz über die Bauernverordnung (Общее положение о крестьянах) einer Durchsicht unterworfen. Als Vorbereitung dazu wurden in den Gouvernements Beratungen über die Mängel und Fehler des existierenden Gesetzes abgehalten. Den Schwerpunkt bilden die **Gemeindeversammlungen**. Sollen dieselben für die Zukunft beibehalten werden oder nicht? Wird es besser sein für die Dorfverwaltung, wenn sich zur Schlichtung der Angelegenheiten nicht die ganze Gemeinde versammelt, sondern nur ein **Ausschuß** derselben, d. h. nur einige dazu Gewählten? Interessant ist es zu erfahren, zu welchem Resultat die verschiedenen Gouvernementsberatungen gelangt sind. Für die **Abschaffung** der Gemeindeversammlungen waren nach den „Pet. Wed.“ 15 Beratungen; bedingungsweise nur in sehr großen Gemeinden — 4; in drei Beratungen bildeten sich zwei Meinungen, die eine für, die andere gegen; 20 Beratungen endlich sprachen sich **bedingungslos** gegen die **Abschaffung** aus. Mit Ausnahme einer einzigen, finden die anderen 41 Beratungen in der Organisation die einen oder anderen Mängel, welche zu beseitigen sind. So z. B. ist es schädlich für die Gemeindeversammlungen, daß alle Wirt: zugelassen werden, sei es auch, daß manche von schlechter Aufführung sind. Solche „Schreier“ ge-

(Der Feiertage wegen erscheint diese Nummer nur in acht Seiten.)

sangen wir eben, da holte „Jungfer Lies“ tief Atem, überschaute noch einmal mit einem seligen Lächeln den Christbaum und ließ dann langsam den Kopf zur Seite gehen.

Ich hörte im Spiele auf und stürzte hinzu, während die Jungen erschreckt auseinander sprangen.

„Jungfer Lies“ hatte der Engel Botschaft vernommen und den Frieden des Himmels erlangt.

Das war der letzte Christbaum in der Untermühle. Auf dem Gottesacker, da begruben wir die sterbliche Hülle der edlen Jungfrau neben Pfarrer Ewald. Die ewige Liebe hatte alle drei, Wilhelm, Ewald und Lieschen nunmehr vereinigt. Ihr Andenken lebt fort in den dankbaren Herzen, vor allem derer, die mit ihnen so selige Tage der Weihnacht beim Christbaum in der Untermühle feiern durften.

„E. B. Bl.“

winnen sehr oft die Oberhand, so daß die besseren Wirt: von den Versammlungen fortbleiben. Was aber als Norm aufzustellen, ob dieser oder jener teilnehmen dürfe an den Gemeindeversammlungen, darüber gehen die Meinungen auseinander. Manche glauben, es sei ein bestimmtes Alter festzusetzen. Das Normaljahr wird aber verschieden angegeben, angefangen von 17. schlägt man das 18. 21. 25. 30. ja sogar das 35. vor. Gerade diese Meinungsverschiedenheit scheint in sich den Beweis dafür zu bergen, daß diese Forderung unbegründet sei, da es in jedem Alter Unverständige gibt, und in den Gemeinden im allgemeinen solche verwickelte Fälle nicht vorkommen, daß zu deren Entledigung eine umfassende Erfahrung notwendig wäre. Anders verhält es sich mit den Anforderungen in sittlicher Hinsicht. Verschwender, Unruhestifter, wegen Diebstahl und Betrügerei Verurteilte sind vom Stimmrecht auszuschließen. Endlich ist die Gemeindeverwaltung unter Aufsicht zu stellen, jedoch nur so weit, daß hiedurch die **Selbstverwaltung** nicht aufgehoben, sondern nur ihre schädlichen Erscheinungen verhindert werden.

I n h a l t.

Zum Neuen Jahr. (Gedicht) — Neujahr —
Der Christbaum in der Untermühle — Nachrichten.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinskij.